



Bremer Roland am Markt

Johannes Art

Die tote Mitte

STRUKTURWANDEL In der alten Handelsstadt Bremen schließen reihenweise die Geschäfte. Ein Streit ist entbrannt, wie die Innenstadt zu retten ist: mit mehr Konsum oder weniger?

Grashoffs Bistro war eine Institution in der Bremer Innenstadt. Hier trafen sich Bankiers, Schiffsmakler, Reeder und Politiker zum Mittagstisch. Für den im Jahr 2011 verstorbenen Humoristen Vicco von Bülow, bekannt als Lorient, war das französische Feinkostlokal während seiner Zeit bei Radio Bremen so etwas wie ein zweites Wohnzimmer.

Der »Lorientplatz« kündigt vom besonderen Verhältnis Bülows zur Hansestadt. Sein Lieblingsbistro indes, gelegen an eben diesem Platz, ist Geschichte.

In fünfter Generation führte die Familie von Oliver Schmidt das Restaurant, nach 149 Jahren hat er es nun geschlossen. Schmidt, 54, lehnt an der Theke, als erwaute er gleich die ersten Gäste zum Mittagstisch. Die weißen Decken liegen noch, frisch gestärkt,

**18
Millionen Euro
stecken die
Bremer in den
kommenden
Jahren in die
Renovierung
ihrer City.**

auf den Bistrotischen, die Manschettenknöpfe an seinen Hemdsärmeln sehen aus wie kleine Champagnerflaschen. An den Wänden hängen gerahmte Fotos prominenter Gäste.

Der Gastronom holt ein Buch, die Firmenchronik, und schwärmt von vergangenen Zeiten: von den Lieblingsgerichten der Siebzigerjahre, als er ein kleiner Junge war und Bremens bessere Gesellschaft im Lokal beobachten konnte. Damals habe die Stadt noch Weltmarktführer angezogen, klangvolle Unternehmen wie Jacobs, Haake Beck, Hachez, Kellogg's oder Coca-Cola. »Es herrschte die Stimmung, als ob es immer so weiterginge«, sagt Schmidt.

Tatsächlich aber verkleinerten oder verlagerten immer mehr große Konzerne ihre Zentralen: vor die Tore der Stadt, ins benachbarte Ham-

burg oder gleich nach Übersee. Mit den Firmen zogen Führungskräfte weg. Schmidt verlor einen wichtigen Teil seiner Kundschaft. Traditionsbetriebe in der Innenstadt gaben auf, die Fußgängerzone büßte an Attraktivität ein – schon lange vor Beginn der Pandemie. Corona, sagt Schmidt, »hat dann nur noch den Deckel draufgemacht«.

Und da liegt er bis heute. Auf Grashoffs Bistro. Irgendwie auf der ganzen Stadt.

Bremen, das war einmal die vielleicht stolzeste aller Hansestädte, auf jeden Fall eine der reichsten. »Hamburg hat das Tor zur Welt, aber Bremen den Schlüssel dazu«, lautet hier ein Sprichwort in Anspielung an die beiden Wappen. Seit über 1000 Jahren brachte die Kaufmannschaft den Wohlstand in die Stadt, sie gab den

Ton an, gern in den Priölken, den kleinen Separees im Ratskeller, wo sich Kaufleute und Senatoren von jeher treffen, um die Dinge in ihrem Sinne zu regeln.

Der Marktplatz, Welterbe, ist Denkmal dieser Machtverteilung: Die Handelskammer residiert in einem goldverzierten Palast direkt gegenüber dem Rathaus, die Bürgerschaft ist nur Beiwerk. Man legt Wert darauf, als Bremer Handelskammer bezeichnet zu werden – ohne die schmutzige Industrie.

Vielerorts indes wirkt die Stadt heute nur noch wie eine hübsche Kulisse, bei der nicht ganz klar ist, welches Stück eigentlich aufgeführt werden soll. Und in welcher Besetzung. Die Hanse ist Historie, der Handel auf dem Rückzug. Womöglich hat er seine Berechtigung, den Ton der Stadt zu bestimmen, längst eingebüßt. Immer mehr Geschäfte im Zentrum stehen leer. Wo einst stolze Schneider, Parfümeure, Krämer residierten, entstanden erst Ein-Euro-Shops, dann Spielhallen und Nagelstudios. Spätestens seit Corona sind viele Schaufenster ganz verklebt.

Diesen schmerzhaften Wandel des Innenstadtbereichs erleben derzeit die meisten größeren Städte in Deutschland. Bremen war davon nur stärker und früher betroffen. Die Gründe sind rasch aufgezählt: die Eintönigkeit der Filialbetriebe, der mangelnde Service der Warenhäuser, die verschlafene Digitalisierung, die hohen Mieten für Gewerbeflächen, die Konkurrenz der Einkaufscenter auf der grünen Wiese. Der fehlende Mut zum Neuen. Keines dieser Defizite hat Bremen exklusiv. Aber Bremen hätte geradezu ideale Voraussetzungen, sie zu beheben.

Im Zwei-Städte-Staat sind die Wege kurz, die Ratsfrauen und -herren sehen das Elend jeden Morgen auf dem Weg ins Parlament. Und so hat man früh reagiert, hat bereits im Herbst 2020 13 Millionen Euro bereitgestellt für das »Aktionsprogramm Innenstadt«. Beim Bundeswirtschaftsministerium wird Bremen als Stadtlabor geführt, der Bund hat jüngst noch mal fast fünf Millionen Euro draufgelegt.

18 Millionen Euro sind für eine chronisch klamme Stadt mit fast 600 000 Einwohnern eine Menge Geld. Das große Nordrhein-Westfalen bewilligte all seinen Kommunen zusammen gerade einmal 30 Millionen Euro fürs Aufmöbeln ihrer Zentren.

Nur: Mit Geld allein lässt sich eine Innenstadt nicht retten. Wer Bremen durch das schwierige Jahr 2021 be-

»Die Innenstadt muss bewirtschaftet werden. Alles andere ist Romantik.«

Christian Jacobs,
Kaffee-Erbe

gleitet, der lernt viel über verpasste Chancen und festgefahrene Debatten, über große Ideen und noch größere Hürden. Und der staunt, wie schwer man sich hierzulande mit der Neuerfindung einer patinabesetzten Schönheit tun kann.

Malte Breford und sein Team etwa verzweifeln mitunter. Sie sind im Auftrag des Senats als »Digital-Lotsen« unterwegs, haben ihr Büro in der Schalterhalle einer ehemaligen Bank bezogen, in sechs, sieben Meter hohen Räumen mit viel Glas. An vier Tagen in der Woche sollen drei Festangestellte und ein Student die Bremer Kaufleute hier fit machen für das Internet. Ganz einfach ist Brefords Klientel nicht. Der Stolz, die Historie. Warum sollen sie jetzt auch noch auf Instagram oder Facebook aktiv sein? Es ging doch bislang auch ohne.

Bei einigen, sagt Breford, würde man am liebsten selbst die Maus in die Hand nehmen. Andere benötigten zehn, zwölf Termine von je ein bis zwei Stunden, nur um ihren Internetauftritt ans Laufen zu bringen. Wieder andere lehnten seine Dienste rundheraus ab. Der Schreibwarenhändler von neulich etwa. Breford dachte: Den digitalisierst du nun mal richtig schön durch. »Und dann sagt

der mir: Vielen Dank, aber wir bleiben bei unserer Registrierkasse.« In zwei, drei Jahren sei ohnehin Schluss.

So gehe es ihm oft, sagt Breford. Ein großer Teil der Klein- und Kleinstunternehmer stelle es immer noch infrage, überhaupt einen Onlineshop oder lediglich eine Internetpräsenz einzurichten.

Möglicherweise muss man, um eine Mitte zu retten, viel grundsätzlicher ran. Von oben betrachtet zerfällt die Bremer Innenstadt ungefähr auf der Höhe des Ratskellers in zwei Teile. Der eine ist ein Kleinod: gewachsen die Architektur, durchmischt die Nutzung, historisch die Gebäude substanz. Touristen und Bremer zieht das alte Zentrum gleichermaßen in seinen Bann.

Der andere Teil, vor allem die beiden Einkaufsstraßen, die Sögestraße und die Obernstraße, die beim Galleria-Warenhaus einander treffen – in Bremen spricht man vom »Konsum-L« –, stammt aus den Sechziger- und Siebzigerjahren. Er ist wie vielerorts das Ergebnis des Umbaus der City zur autogerechten Stadt und monoton mit Einzelhändlern besetzt, deren Schaufenster immer häufiger leer bleiben.

»Bremen hat immer vom Handel gelebt. Und wird es immer tun«, sagt Christian Jacobs, man brauche nur die richtigen Geschäfte und müsse ordentlich investieren. Jacobs, Erbe einer Kaffeedynastie, Spross der reichsten Familie der Stadt, steht auf dem Marktplatz. Er nennt ihn nur sein »Wohnzimmer«. Schon als Schüler habe er hier gern die Nachmittage verbracht, sein ehemaliges Gymnasium liege gleich um die Ecke.

Seine Geschäfte führt der Investor längst aus Hamburg, er selbst residiert in der Lüneburger Heide. Doch Jacobs' Interesse für Bremen kehrt gerade zurück. Hier, sagt er, gebe es noch Möglichkeiten. Mehr als anderswo. Vor allem im Immobiliensektor.

Gerade hat Jacobs das Gebäude, in dem sein Großvater das Familienimperium einst begründete, aufwendig saniert, die Stadtwaage gekauft, das Essighaus umgebaut. 100 Millionen Euro will er in das Balgequartier stecken, will damit die Bremer Innenstadt und das Weserufer, die sogenannte Schlachte, miteinander verbinden. Und das soll nur der Anfang sein.

Ginge es nach ihm, würde man das komplette Zentrum verändern: Preschhaus und Siebzigerjahreläden umbauen, das alte Horten-Kaufhaus, ganze Häuserzeilen und das Parkhaus Mitte abreißen. Und dann? Kämen



Investor Jacobs



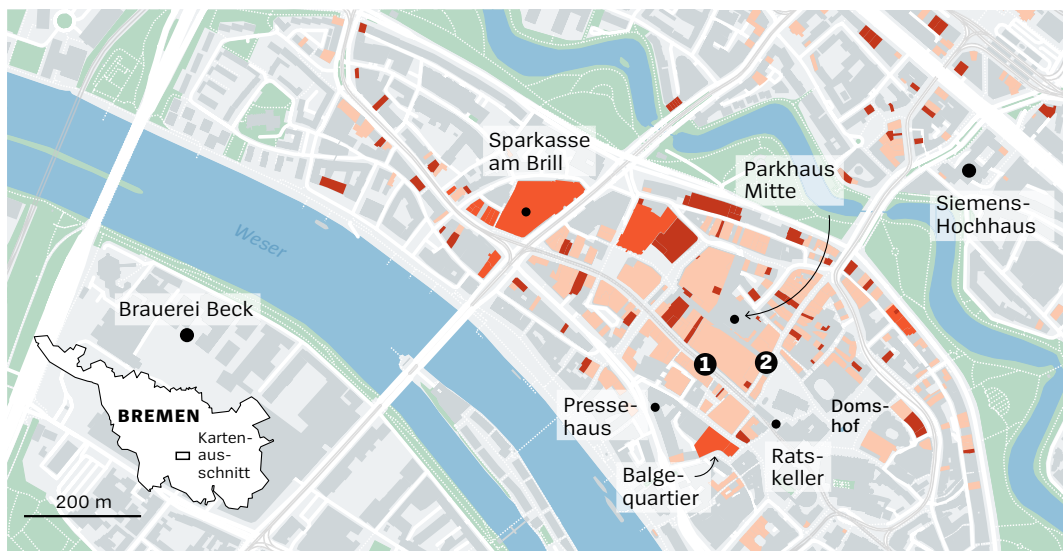
Gastronom Schmidt

Johannes Arit / DER SPIEGEL

Johannes Arit / DER SPIEGEL

Totentanz in der City

■ Leerstand ■ Entwicklungsprojekte ■ Einzelhandel ① Obernstraße ② Sögestraße



5 • Quelle: planB, Karte: OpenStreetMap; nur Erdgeschossflächen, Stand: November/Dezember 2021

wohl die Verkaufsexperten, um Besucherströme zu »lenken«, Produkte zu »kuratieren«, den Handel wieder zum »Erlebnis« werden zu lassen. Jacobs verspricht, schon bald in Bremen »Mieten wie am Hamburger Jungfernstieg« kassieren zu können. Die Innenstadt müsse »bewirtschaftet« werden. Alles andere sei Romantik. »Wir müssen uns immer fragen: Wie wollen wir leben – und wovon?«

Unterstützung bekommt er aus dem Schütting, dem ehemaligen Gilde- und Kosthaus der Kaufleute und heutigen Sitz der Handelskammer. Seit 1537 werden hier die Antworten auf die großen Bremer Fragen formuliert. Hauptgeschäftsführer Matthias Fonger empfängt im Landschaftszimmer, einem Prachtraum mit verzierten Bleiglasfenstern, riesigen Wandgemälden und hauchdünnem Porzellan. Bremen habe »eine wunderbar erhaltene Substanz«, sagt Fonger. »Davon zehren wir. Aber wir sehen klare Anzeichen der Veränderung. Wir müssen uns sputen.«

Das Rathaus müsse Impulse setzen, so Fonger, zwei, drei, vier Großprojekte, um die Innenstadt und den Handel zu beleben. 9000 Studenten sollten nach seiner Vorstellung ins Zentrum umziehen, dort büffeln, wohnen, vor allem einkaufen. Auf dem Domschhof könnte ein »Viktualienmarkt des Nordens« entstehen. Und Investoren wie Jacobs sollte endlich ein »Go« für ihre Umbauideen signalisiert werden. »Alle müssen sehen, dass etwas passiert. Es geht darum, eine Aufbruchsstimmung zu erzeugen«, sagt Fonger.

**Im Jahr
888
bekam
Bremen das
Marktrecht
und wurden
die Kauf-
leute zum
ersten Mal
urkundlich
erwähnt.**

Er und Jacobs wollen erreichen, dass die Straßenbahn, die heute mitten durch die Fußgängerzone läuft, verlegt wird, um Platz für Restaurantische, Bäume und neue Sitzbänke zu schaffen. In die ehemalige Sparkassenzentrale am Brill, gleich nebenan, könnte die Uni einziehen, vielleicht auch die Fachhochschule. Und man müsse sich über den Verkehr Gedanken machen. Von der Idee der zuständigen Senatorin, die City für Autos komplett zu sperren, halten die beiden nichts. Wie, fragen sie, soll dann die Kundschaft aus dem Umland in die Läden kommen?

Den Kaufleuten schwebt vor, das Zentrum zu einer Art Open-Air-Shoppingmall in historischer Kulisse umzugestalten. Die Frage ist allerdings, ob die Stadtgesellschaft das überhaupt so will. Die kauft heute ganz anders ein als früher: seltener, noch lokaler und immer öfter im Internet.

Selbst der Deutsche Industrie- und Handelskammertag (DIHK) und die Gewerkschaft Ver.di haben das inzwischen eingesehen. Der DIHK fordert mehr Freizeittourismus in den Innenstädten, Ver.di möchte sie um Kulturorte und soziale Einrichtungen erweitern und den öffentlichen Raum als »Ort der Begegnung« etablieren.

Wollen Jacobs und seine Mitstreiter also etwas inszenieren, was es so gar nicht mehr gibt?

Auf dem Rathausmarkt herrscht Sommerabendstimmung wie in einer Bierwerbung. Aber Sönke Busch trinkt kein Bier. Also Kaffee, dazu eine Selbstgedrehte, um kurz nach

sechs Uhr abends. Das hier, sagt Busch und zeigt in die Runde, auf das Rathaus, den Roland, die Handelskammer, sei das Herz der Stadt. »Hier spielt sich seit über 1000 Jahren alles ab. Und nun wollen uns ein paar Investoren erzählen, das Herz schlage dahinten?« Er zeigt abfällig über die Schulter, Richtung »Konsum-L.«. »Niemals. Das da ist Fake. Hier ist die gute Stube.«

Busch ist freischaffender Künstler, er schreibt, malt und spricht, mitunter deutlich, gern auch vor den Stadtbewohnern. Bremen ist für Busch nicht nur Heimat und Herzensstadt, sondern vor allem »das Durchschnittlichste und Mittelmäßigste, was die Republik zu bieten hat«. Er meint das nicht despektierlich. Im Gegenteil. Damit sei man »das ideale Labor« für die Frage etwa, für was und für wen Innenstadt eigentlich da sei.

Leider, glaubt Busch, habe Bremen diese Chance verspielt, laufe der Vergangenheit hinterher, habe das ganze schöne Geld in viele kleine Handelsprojekte und zaghafte Verkehrsversuche gesteckt, statt einen großen Wurf zu wagen. »Statt für Grandezza und den lauten Knall hat man sich für die durchschnittliche Minimallösung entschieden«, sagt Busch.

Luftiger, grüner, nachhaltiger hätte das Zentrum durch die Pandemie werden können, Paris macht es gerade vor. Radwege statt Straßen, Biergärten statt Parkplätzen. Doch in Bremen, konstatiert Busch, sei viel Geld einfach »verpufft«.

Er fordert mehr Mut und mehr Freiraum, für Kitas, Galerien, Bibliotheken, Theater, Handwerk, will, dass der Senat »den Menschen seiner Stadt zutraut, sie so zu gestalten, wie sie es für richtig halten«. So wie im kalifornischen Berkeley, wo die Uni ihre Studenten bewusst kreuz und quer über den Campus gehen lässt und erst danach die Trampelpfade zu Wegen betoniert. Schwarmintelligenz, einerseits.

Andererseits aber brauche es ein, zwei architektonische Glanzpunkte wie jenen, der auf dem ehemaligen Sparkassenareal am Brill geplant war. 11 000 Quadratmeter beste Innenstadtlage, 2017 gekauft von den israelischen Schapira-Brüdern, die darauf Bremens neues Wahrzeichen bauen wollten: vier ovale Türme mit einer luftigen Piazza in der Mitte, entworfen vom Stararchitekten Daniel Libeskind.

Als die Schapiras den Entwurf vorlegten, verließ den Senat der Mut. Es wurde so lange über Höhen, Flächen, Türme debattiert, ja gestritten, bis die

Eigner ihren Entwurf zurückzogen. Nun wollen sie den tristen Block, wenn überhaupt, nur noch sanieren und vermieten. Mit Glück ziehen irgendwann Uni oder Fachhochschule ein. Deren Obere tun sich bislang eher schwer mit der Vorstellung, ihre Studierenden als reine »Belebungs-masse« für den innerstädtischen Einzelhandel in der City pauken zu lassen.

Derlei Zauderei sehe man bei den Verantwortlichen dieser Tage oft, sagt Busch. Alles werde zigmal gewälzt, abgesichert, zerredet. Er vermisst Risikobereitschaft.

Wem also gehört die Stadt? Dem Handel, der Kultur, der Wissenschaft, den Bürgern, den Autos? Oberbürgermeister Andreas Bovenschulte (SPD) mag darüber nicht reden. Über Monate findet er keinen Termin in seinem Kalender. Dafür sprechen seine Senatorinnen. Die SPD regiert Bremen seit 75 Jahren, in dieser Legislatur mit Grünen und Linken, die sich die einschlägigen Ressorts aufteilen: die Grünen die Stadtentwicklung, die Linke die Wirtschaft.

Maïke Schaefer (Grüne) hat die Misere aus ihrem Büro im 13. Stock des Siemens-Hochhauses immer im Blick. Das Weltkulturerbe links, die blätternde Kaufhausfassade rechts, dazwischen schlängeln sich die Autos. In der Luft liegt der Geruch von Hopfen. Die Brauerei Beck, beheimatet auf der anderen Weserseite gegenüber der Innenstadt, hat offenbar gerade neuen Sud angesetzt. Unklar, unken manche, wie lange sich der Konzern diese begehrte Lage noch leisten wird. Unklar auch, was ein Wegzug für Bremen bedeuten würde.

Senatorin Schaefer will den Verkehr aus dem Zentrum verbannen. An einer autofreien Innenstadt, »vom Wall bis an die Weser, führt kein Weg vorbei«, sagt sie. Der »Status quo« sei keine Option. Das gebiete schon der Klimaschutz. London, Paris, Kopenhagen, Barcelona, Wien: Die Metropolen hätten gezeigt, wie es funktioniere. Wenn das Zentrum erst mal autofrei sei, so ihre Hoffnung, regle sich der Rest von allein.

Auf der anderen Seite der Innenstadt hat Kristina Vogt (Linke) da ganz andere Vorstellungen. Die Senatorin will selbst aktiv werden, leer stehende Ladenlokale mit Steuergeld anmieten und an Start-ups weiterreichen. Ein nachhaltiges Kaufhaus hat sie so schon etabliert, gerade kümmert sie sich um eine Fläche für ein Restaurant. Etwas mit Fisch vielleicht, das fehle in Bremen noch, glaubt die Wirtschaftssenatorin.

Und der Verkehr? Ja, sagt Vogt. Auch sie glaube, dass es ein neues Konzept geben müsse. Aber autofrei? »Wenn wir künftig mehr Wohnraum in der City haben wollen, dann können wir den Leuten doch nicht vorschreiben, ohne Auto zu leben.« Vogt will weniger Verkehr, weniger Parkplätze, dafür mehr Busse und Bahnen, mehr Radwege und Geschwindigkeitsbegrenzungen. Zunächst einmal aber brauche es ohnehin »praktikable Alternativen zum Pkw«.

Seit zwei Jahren geht das so, arbeitet der Senat an der neuen »Strategie Centrum Bremen 2030+«. Als das Konzept vergangenen Oktober vorgestellt wurde, fanden sich darin allerlei wolkige Sätze, jedoch kaum konkrete Lösungen für die zentralen Probleme. Die Mitte solle »erreichbar bleiben«, der Handel müsse »belebt« werden, Wissenschaft in der City werde »in den Blick genommen«. Was immer das heißen mag.

Das Papier wäre eine Chance gewesen, etwas zu wagen: sich vom Gedanken zu verabschieden, dass der stationäre Handel die Innenstadt ins nächste Jahrzehnt tragen muss, sich bewusst zu werden, dass Hamburg immer die mondäneren Geschäfte haben wird, Oldenburg immer das

muckeligere Flair – und Bremen, wie viele andere mittlere Großstädte auch, eine ganze neue, eigene Idee von Innenstadt braucht.

Die Bremer selbst sind da weiter, debattierten vergangenen Sommer im »Theatergarten« in den Wallanlagen längst über begehbbare Innenstadtdächer, Hängebrücken über viel befahrene Trassen oder eine stillgelegte, begehbbare, grüne Hochstraße.

Bremens Mitte sei »manisch-depressiv«, so der Befund damals. Nötig seien Enteignung, Umwidmung, Abriss.

Für einen großen Wurf brauchte es wohl einen echten Lotsen. Jemanden mit Richtlinienkompetenz. Die aber hat in Bremen nicht einmal der Bürgermeister, die Stadtverfassung will es so. Er ist als Präsident des Senats nur »Primus inter Pares«.

Urs Siedentop könnte diese Risikoscheu schon bald die berufliche Existenz kosten. Mit seinen Geschäftspartnern gehörte er zu den Ersten, die vom Bremer Aktionsprogramm Innenstadt profitierten. Mit ihrem Konzept »Ekofair« hatten sie einen Wettbewerb gewonnen, konnten mitten in der Fußgängerzone, im ehemaligen Gerry-Weber-Store, ein nachhaltiges Kaufhaus eröffnen. Die Stadt übernahm für ein Jahr die Miete und freute sich in den Medien über ihr Prestigeprojekt.

Er bekomme »sehr viel positives Feedback«, sagte Siedentop kurz nach der Eröffnung im Frühjahr. Die Leute seien »froh, dass endlich etwas los ist in der Stadt, sie was erleben können in Bremen«. Das Ziel, sich schon bald selbst zu finanzieren, war damals in greifbarer Nähe.

Inzwischen sind seine Räume montags bis freitags wieder fast menschenleer, nur am Wochenende ist mehr los. Die Pandemie, klar, sagt Siedentop. Vor allem aber sei der Standort problematisch. »Unter der Woche ist in der Innenstadt zu wenig los. Da erwirtschaften wir nicht die Umsätze, die wir benötigen.« Bis April unterstützt die Stadt das Konzept noch. Ob sich Ekofair danach selbst trägt, sich hohe Innenstadtmieten wirklich zahlen lassen? Siedentop hat so seine Zweifel.

Im ersten Stock des Kaufhauses, am Spiegel der alten Umkleidekabine, kleben bunte Zettel. Darüber eine Frage: »Was macht diesen Ort für Dich persönlich attraktiv und lebendig?« Auf einem rosafarbenen Papier hat jemand die Antwort dagelassen: »Die Innenstadt? Wenig«.

Simon Book

»Statt für Grandezza hat man sich für die Minimal-lösung entschieden.«

Sönke Busch, Künstler



Aktivist Busch